

## Weihnachtsabend.

Von Ernst Preczang.

Von dieser Höhe kann ich schauen  
Hinab in das beschneite Land,  
Wo still die Dämm'rungsnebel brauen  
Um Turm und Giebel, Dach und Wand.  
Der Abend kommt mit leisem Schritte  
Und düstert sacht den grauen Flor  
Und ruft aus jener Häuser Mitte  
Ein Licht, das erste Licht hervor.

Noch eins. Und dort. Die Winde treiben  
Ein leises Jauchzen zu mir her,  
Und hinter ungezählten Scheiben  
Flammt wogend auf ein Kerzenmeer.  
Wie alle Fenster jäh erwachen,  
Vom warmen Atem angehaucht!  
Das Leben glüht in Lust und Lachen  
Und ist in Glanz und Licht getaucht.

Der Schein fällt auf die trüben Gassen;  
Der Abendnebel weicht und flieht;  
In finst're Ecken kriecht das Hassen,  
Und siegend rauscht der Liebe Lied . . .  
Klang nicht hindurch ein leises Stöhnen?  
Was murrst Du, ewig wacher Groll?  
Die Welt ist rings von frohen Tönen,  
Von Schimmer, Pracht und Freude voll.

Blast nur ins Horn, ihr frohen Jungen!  
Du, Mädel, schmück' dein Püppchen nur —  
Der arme Tand ist bald zersprungen,  
Und rastlos weiter tickt die Uhr.  
Pflückt Auf und Süßigkeit vom Baume,  
So lang' er voll von Früchten hängt,  
Wiegt euch im hellen Wundertraume,  
Mit dem die Weihnacht euch beschenkt . . .

Ich aber laß mein Auge wandern  
Noch einmal in das weiße Land,  
Wo eine Scheibe bei der andern  
Sieht flimmernd aus der grauen Wand.  
Wollt' nicht das Licht so zaubrisch quellen,  
Daß alle Finsternis zerrann?  
Nun aber sehn mich zwischen hellen  
Auch dunkle Fensterhöhlen an?

Wer bist du, der nicht Baum, nicht Kerzen  
Aus seiner Plage siegend trug,  
Dem in dem Festtag junger Herzen  
Nicht dankbar eine Seele schlug?  
Der nicht dem Jubelchor von Tönen  
Bringt heiter seinen kargen Joll,  
Der in das Lied ein bitt'res Stöhnen,  
In Lust und Freude mischt den Groll? . . .

Der Abend schweigt. Auf Turm und Giebel  
Senkt tiefer sich die Weihenacht.  
Natur, sie öffnet ihre Bibel:  
Des Werdens majestät'sche Pracht.  
Viel tausend Sterne glüh'n und funkeln  
Im Glanz, der alle Nacht durchbricht,  
Und senden in die trüben, dunkeln,  
Die blinden Scheiben helles Licht. —





(Nachdruck verboten.)

## Das Verbrechen des Arztes.

80] Roman von F. G. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Marguerite entriß sich ihren Träumen, nahm ihren Weg wieder auf, ging über die Brücke und richtete ihre Schritte nach dem Park von Aulnettes. Aber bei der Biegung des Flusses erhob sich eine Gestalt unter einer Zitterpappel. Sie erkannte Herbesine.

Schon seit einer Viertelstunde sah Guy spähend nach dem Weg aus. Die Furcht, Marguerite nicht herankommen zu sehen, hatte seine Aufregung bis zu einer Art Wahnsinn gesteigert. Als er sie endlich erblickte, überkam ihn in erster Reihe eine vollständige Erlösung. Er hätte lachen, aufschreien mögen. Darauf beherrschte ihn die Angst, sie allzu schnell verschwinden zu sehen, das drängende Bedürfnis, einige Minuten mit ihr zu verleben, bevor sie den andren zu sehen bekam. Diese Reaktion kam so schnell, daß sie ihn noch in der Entfernung von wenigen Schritten lächeln sah und zu Tode erbleichen, als ihre Hände sich berührten. Er suchte mühselig nach einigen einleitenden Worten, aber in seinem Hirn war es öde und leer. Und er vermochte nur seinen Wunsch vorzubringen:

„Wollen Sie ein wenig mit mir am Ufer des Flusses auf und ab gehen? Ich muß Sie notwendig sprechen.“

Von innerem Mitgefühl ergriffen, als sie ihn so blaß vor sich sah, und ebenso verwirrt wie er selbst, nickte sie mit dem Kopfe, zum Zeichen der Zustimmung.

Schweigend gingen sie einige Schritte vorwärts, ohne auch nur an das Gewitter zu denken, das von Augenblick zu Augenblick losbrechen konnte. Er suchte nach Worten, um auszubrüden, was er sagen wollte, er hatte sich gar nicht darauf vorbereitet. Trotz der Erwartung war er so vor den Kopf geschlagen, wie wenn ihre Begegnung eine durchaus zufällige gewesen wäre. Nur eines begriff er, daß es ihm unmöglich geworden war, anders als auf geradem Wege auf sein Ziel loszugehen. Wenn er sich nicht entschloß, das Zusammensein abzubrechen, dann würde, das fühlte er, sein Geheimnis enthüllt und bloß vor ihr liegen. Würde er allein leiden müssen, gedemütigt und verzweifelt oder — würden ihre Leiden gemeinsame sein? Er konnte sich nicht verhehlen, daß er im Begriffe stand, eine Handlung zu begehen, die weit entsetzlicher war, als der Raub am alten Plessis. Seine ganze und einzige Entschuldigung lag nur in dem Schwur, den er sich selbst schon hundertsach geleistet, das junge Mädchen niemals zu mißbrauchen.

„Ich werde sprechen!“ wiederholte er sich immer wieder. Und so sprach er endlich.

„Ich glaube nicht mehr in die Lage kommen zu müssen, mit Ihnen über Herrn Donzagues zu sprechen. Dennoch möchte ich, daß wir ein letztes Mal über seinen Antrag einige Worte wechseln.“

Sie befanden sich am Ufer, halb gedeckt durch das üppige, hochstehende Schilf. Uebrigens war die Landschaft, so weit das Auge reichte, menschenleer.

Als sie eine abwehrende Bewegung machte, sagte er lebhaft:

„Es hat schon seinen Zweck; Herr Donzagues hat sich ausgebeten, mit Ihnen sprechen zu dürfen?“

„Trotzdem ich es nicht wünsche?“

„Etwas verlegen, antwortete er nicht sogleich. Aber es war unmöglich, nicht die genaue Wahrheit zu sagen.“

„Nicht so ganz wie Sie meinen, denn er will Sie nur ein einziges Mal sprechen.“

„Nun, dann ist es ja von keiner Bedeutung.“

Er sagte naiv:

„Ja, wenn er aber die Gelegenheit benützt, um sich eine zweite Zusammenkunft zu erbitten?“

Das malitiose Lächeln des Weibes trat auf ihre Lippen:

„Dann gewähre ich sie ihm eben nicht, außer — wenn Sie mir dazu raten!“

„Ich,“ rief er fast heftig.

Er ermannte sich jedoch sofort.

„Warum sollte ich Ihnen dazu raten?“

„Ich weiß nicht. Ich werde mich darauf beschränken, Ihrem Räte zu folgen, ohne weiter darüber zu sprechen.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“

„Vollständig!“

„Wie aber, wenn Herr Donzagues Ihnen gefällt?“

„Wie sollte er mir gefallen; ich kenne ihn ja kaum.“

„Aber er mißfällt Ihnen doch nicht?“

„Nein, er mißfällt mir nicht.“

„Nun also, dann könnte er Ihnen vielleicht auch gefallen.“

„Später vielleicht, wenn ich Gelegenheit habe, ihn genauer kennen zu lernen, dann ist es ja nicht unmöglich. Aber ich müßte ihn genau kennen.“

„Wollen Sie damit behaupten, daß Ihnen die Menschen nur gefallen können, wenn sie oft mit Ihnen zusammen waren?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Pferdchen.

Von Eugen Tschirnow.

Ein Pferdchen! Ein kleines, billiges Pferdchen aus Pappmachs mit gespitzten Ohren, die übrigens an einer ganz andren Stelle saßen als sie sich beim Pferde in Wirklichkeit befinden, mit nur zwei Vorderbeinen — die Hinterbeine fehlten — und mit einem langen, unten in ein Rädchen endigenden Stoch statt des Schwanzes — wie erinnerlich ist mir dieses Spielzeug! Dieses armselige Pferdchen verursachte mir statt der beabsichtigten Freude viel Pein, heiße Thränen, Kränkungen. Jedemal wenn ich vor dem Weihnachtsest an einem Spielwarenladen vorübergehe, in dessen Schaufenster so viele für ein Kinderherz begehrenswerte Kleinigkeiten aufgestapelt sind — jedesmal erinnere ich mich des billigen Pferdchens aus Pappmachs, von welchem ich Euch erzählen will.

Wir wohnten damals in einem abgelegenen Kreisstädtchen, wo mein Vater Steuerbeamter war. In meinen Augen war Papa ein sehr wichtiger Mann; wenn ich mit ihm über die Straße ging, grüßten ihn die Schulleute und nannten ihn „Ew. Hochwohlgeboren“; mein Papa aber winkte nur mit der Hand. Häufig kamen Leute zu uns, welche Papa um irgend etwas baten. Diese Leute fuhr er hart an, drohte ihnen, er würde ihnen nicht drei Zähne im Munde lassen oder er würde ihnen ein Paar hinter die Ohren geben, daß ihnen nicht zwei, sondern gleich drei Augen aus dem Kopf fliegen sollten. . . . Ganz deutlich erinnere ich mich noch jetzt dieser Redewendungen. Das alles überzeugte mich von der Wichtigkeit und Bedeutung Papas, ich war stolz darauf und prahlte damit nach Kinderart. In Wirklichkeit war mein Vater nichts weniger als eine wichtige Persönlichkeit: ein einfacher Steuerbeamter.

Mein Spielgefährte war Jascha, der Sohn des Küsters, der neben uns wohnte. Diesem Jascha gab ich häufig zu verstehen, mit wem er es zu thun hätte.

„Mein Papa kann Deinem Papa eins geben, daß ihm gleich drei Augen aus dem Kopf fliegen!“ schrie ich, wenn ich mich beim Spiel mit Jascha zankte.

Auf Jascha machte diese schreckliche Drohung übrigens keinen Eindruck, um so weniger, als er bei seinen Eltern Unterstützung fand.

„Ich stecke Dich mitsamt Deinem Papa in die Tasche!“ rief einmal der Küster, der über den niedrigen Zaun, welcher unsre Höfe trennte, uns beobachtet und meine Drohung gehört hatte.

„Du steckst nicht!“ erwiderte ich dem Küster, betroffen von seinem Argument.

„Wa—as? Hu . . . hu . . . hu! Ich stecke nicht? Na ich will doch mal gleich . . .“

Der Küster schrie dieses „hu . . . hu . . . hu . . .“ so schrecklich, daß ich es zunächst für geraten hielt, mich in Sicherheit zu bringen: ich lief nach der Hintertreppe, warf die Thür hinter mir zu und blickte durch einen kleinen Spalt, ob der Küster nun wirklich über den Zaun klettern würde um mich zu packen und in seine Tasche zu stecken. Uebrigens war dieser Zwischenfall nicht im Stande, meinem Vater etwas von dem Rimbuss und der Autorität zu nehmen, die er in meinen Augen besaß, um so weniger als der Küster selbst bald darauf in meiner Meinung fiel: als er meinem Papa zum Namensstag gratulieren kam, stand ich hinter der Thür und wartete, ob er meinen Papa nun wirklich in die Tasche stecken würde. Aber der Küster verneigte sich nur tief, sprach leise, beugte den Kopf zu Papa und fragte in solch komisch-ängstlichem Ton: „Wie befehle?“ Da wurde mir klar, daß der Küster nur so tapfer gethan hatte, als er von seiner Tasche sprach. Mutig verließ ich mein Versteck und trat in den Saal.

„Du hast gesagt, Du kannst meinen Papa in die Tasche stecken. Na, steck doch mal!“ sagte ich, in herausfordernder Haltung vor dem verwirrten Küster stehend bleibend.

„Gehehe . . . Kann man denn das? Wie kann man denn einen Menschen in die Tasche stecken?“ entgegnete der Küster.

„Aber Du hast's doch selbst gesagt! Weißt Du noch, damals am Zaun?“

„Wenn das Licht des Verstandes Dir anfangen wird zu leuchten, wirst Du begreifen. . . . Eine Tasche ist nicht groß. Ich kann nicht einmal Dich hineinstecken.“

Der Küster lehrte seine Tasche um und zeigte sie mir. „Aber mein Papa wird Dir nicht drei Zähne im Munde lassen!“ erklärte ich überzeugt.

„Gehehe . . . Ich habe ja im ganzen nur noch drei Zähne.“



„Und drei Augen sollen Dir aus dem Kopfe fliegen, wenn . . .“  
„Hör' auf! Marsch, hinaus!“ befahl mein Papa streng.  
Ich ging hinaus, aber jetzt war es mir erst recht klar, daß der Küster nur gepraht hatte, und daß mein Papa allmächtig war.

Weihnachten nahte heran. Das fünfte Weihnachtsfest in meinem Leben. Wenn ich auch bis dahin schon von Weihnachtsfeiern gehört hatte, so war ich doch noch niemals zu einer solchen mitgenommen worden, deshalb könnt Ihr Euch mein Entzücken vorstellen, als Mama mit Papa beratschlagte, was ich anziehen sollte, und ob es nicht nötig sei, mir einen richtigen Anzug zu kaufen, um die Weihnachtsfeier im Klub zu besuchen. Ich wußte, daß man bei einer solchen Weihnachtsfeier wunderbare Geschenke bekommt: Soldaten, Pferde, auf welchen man sitzen und mit den Weinen baummeln kann, Eisenbahnen usw.

Von diesem Tage an begann ich in der Erwartung zu leben und zählte die Tage und Nächte, die mich noch vom Fest trennten. Als man mir am Christabend eröffnete, daß ich am zweiten Feiertag mit Mama in den Klub fahren würde, drehte ich mich wie im Kreisel, sprang entzückt in der Stube herum, klatschte in die Hände und sang das einzige Lied, welches ich kannte:

„Zwei Hühner auf der Straße . . .“

Auf meinen Freund Jascha blickte ich jetzt noch mehr von oben herab, ihm gegenüber fühlte ich jetzt noch stärker meine Wichtigkeit und meinen Vorrang.

„Weißt, ich gehe in den Klub zum Weihnachtsbaum!“ hatte ich Jascha bei der ersten Begegnung auf dem Hof erklärt.

„Große Herrlichkeit! Beim Popen wird auch ein Baum angestellt, und wir gehen hin . . .“

„Beim Popen — das ist gar nichts!“ erwiderte ich. „Aber in den Klub darfst Du nicht gehen. Da läßt man Küsterskinder nicht ein.“

Gott weiß, wann und wie sich in meinem Kinderhirn diese Ideen von Stand und Vorrang gebildet hatten; aber ich war fest überzeugt, daß ein Küsterssohn ein Wesen niederer Ordnung sei.

Endlich brach der langersehnte Tag an. Schon um fünf Uhr begannen unsere Vorbereitungen für das Fest. Man zog zuerst mich an. Obwohl man mir keinen „richtigen“ Anzug gekauft hatte, wie es anfangs projiziert war, kam ich mir trotzdem mit meinem blau-seidenen Kittel und den Pumphosen als ein Ausbund von Eleganz und Anmut vor. Während Mama sich vor dem Spiegel anleidete, blickte ich ebenfalls neben ihr hinein und war mit meinem Spiegelbild durchaus zufrieden. Papa kam herein, strich mir liebevoll über den Kopf, und als ich jammerte, daß er mir die Feisur verdorben habe, kümmte er mich von neuem und sagte:

„Prachtinge! Mutter, soll man ihm nicht die Hosen in die Stiefel stecken? Mir scheint, das wird sich besser machen.“

„Meinetwegen.“

Aber ich war anderer Meinung und protestierte energisch, als der Vorschlag Papas zur Ausführung gelangte. Ich beruhigte mich übrigens ebenso schnell, voll Ungeduld unsern Ausbruch erwartend.

„Mamachen! Hast lange genug in den Spiegel geguckt!“ trieb ich die Mutter an, indem ich sie am Kleide zupfte.

„Lass' sein! Zieh' nicht!“

„Wir werden noch zu spät kommen! Alles Spielzeug wird vergeben sein!“ gestand ich ihr.

„Wird schon nicht . . .“

Und vor dem Spiegel ihre Toilette beendigend, erzählte mir Mama, daß man das Spielzeug erst gegen Ende des Festes verteile und daß man es nur nach Zetteln verteile, so daß nichts zu fürchten sei.

„Wie ist das — nach Zetteln? Und wenn ich nun die Eisenbahn will, giebt man sie mir nicht?“

„Nein, sondern wie das Glück trifft. Wenn Du das Zettelchen mit der Eisenbahn ziehst, giebt man Dir die Eisenbahn; und wenn Du das Zettelchen mit der Puppe ziehst, bekommst Du eine Puppe.“

„Was soll ich mit der Puppe? Ich bin doch kein Mädchen?“

Und während Mama ihre Toilette beendigte, lief ich in den halbdunklen Salon und dachte an die Eisenbahn.

Dann setzten wir uns in einen Schlitten und fuhren nach dem Klub. Der Schlitten hielt vor einem hellerleuchteten Hause. Mein Herz schlug heftig. Das Klubhaus erschien mir wie ein richtiges Schloß. Als wir die Treppe hinaufflogen, tönte uns schon dumpf die Musik — ein Klavier und ein chaotischer Lärm von Kinderstimmen, Gelächter und Geschrei entgegen.

All meine Wichtigkeit, all meine Ideen von Stand und Vorrang verflüchtigten sich in nämlichen Augenblick, als ich mit Mama den hellerleuchteten Saal betrat, in dessen Mitte sich ein riesiger Tannenbaum erhob. Der Saal war erfüllt von großen und kleinen Menschen; es herrschte ein solcher Lärm, daß es mir in den Ohren brauste und ich nicht hören konnte, was Mama mir zuflüsterte. Sie zog mein blaues Kittelchen hinten zurecht. Ich hielt mich an ihrem Kleide fest und fürchtete, es aus der Hand zu lassen: hier waren so viel „wichtige“ Menschen! . . .

„Ist das ein General, Mama?“ fragte ich, mit dem Finger bald auf den, bald auf jenen Herrn in Uniform weisend.

Aber die Mutter antwortete nicht, sondern drückte nur meinen Finger herunter.

„Du darfst nicht mit dem Finger zeigen!“

„Und wer ist der? Der mit dem Bart?“

„Schon wieder der Finger! Wie häßlich!“

Leider konnte ich mich damals noch nicht ohne Finger behelfen. Die Mutter wurde ganz verlegen, und das ist ganz begreiflich: die arme, unbedeutende Frau wollte hier vor der Aristokratie des Städtchens all ihre Würde und Wohlerzogenheit zeigen — und ich kam beständig mit meinem verräterischen Finger!

„Geh, mit den Kindern spielen!“ forderte mich Mama auf.

Aber da ich zum erstenmal in meinem Leben eine so prächtige Gesellschaft sah, konnte ich mich nicht entschließen, Mama's Kleid loszulassen.

„Wie unartig Du bist! Pfui, Schame Dich!“

„Wird man bald das Spielzeug verteilen?“ fragte ich leise.

„Wer nicht spielt, der bekommt auch kein Zettelchen für Spielzeug.“

Ich war betrübt. Wie sollte ich spielen? Mit wem? Ich hatte hier keinen. Ich verstand, mit dem barfüßigen Jascha zu spielen, hier aber sah ich nur Kinder in hübschen Anzügen und eleganten Stiefeln.

Eine neue Bekanntschaft half mir aus der Verlegenheit: an Mama trat eine einfach gekleidete Dame heran im grünen Kleid und mit einer schwarzen Coiffüre auf dem Kopf. In der Hand hielt sie einen Jungen, der etwa ebenso alt sein mochte wie ich und ebenfalls nur ein Kittelchen und Pumphosen trug.

„Ihrer läßt Sie auch nicht los?“

„Keinen Augenblick. Hält mich immerfort am Kleide fest.“

„Man muß sie mit einander bekanntmachen.“

Mama nahm unsre Hände, legte sie ineinander und sagte:

„Geh't spielen!“

Um uns herum liefen, kreischten und lachten die Kinder. Ich blickte meinen neuen Bekannten an und fragte:

„Du hast auch keinen richtigen Anzug?“

„Nein.“

Wir musterten einander aufmerksam von Kopf bis Fuß und fühlten plötzlich gegenseitige Sympathie.

„Komm! Wir wollen um den Weihnachtsbaum herumlaufen!“ schlug mein Bekannter vor.

„Schön, komm!“

Um den Weihnachtsbaum drehten sich bereits, einander an den Händen haltend, eine Menge Kinder. Wir wollten uns ihnen anschließen, aber man wies uns zurück: ein Mädchen von zwölf Jahren, dem ich die Hand hinstreckte, sagte:

„Ich will nicht mit Dir . . . Du hast ja keine Handschuh. Du machst mich noch schmutzig.“

„Komm, wir wollen allein spielen!“ schlug ich dem Gefährten vor.

„Nein, wir wollen uns lieber das Spielzeug ansehen.“

„Wie heißt Du?“

„Kolja.“

„Und ich heiße Mischa. Was ist Dein Papa?“

„Ich weiß nicht.“

Das Spielzeug stand auf zwei Tischen in einer Ecke des Saales. Um diese Tische drängten sich schon die Kinder, ihre Häuschen redend, um in die verborgenen Winkel dieses Spielzeugreiches zu blicken. Auch Damen umstanden die Tische und betrachteten die Spielsachen mit derselben regen Neugierde und demselben regen Eifer wie die Kinder: das waren die Mütter.

„Herrgott, was gab's da nicht alles! Einen Sprengwagen mit Rutscher und Pferd, eine Mühle, ein Haus, ein ganzes Haus mit Treppen, Fenstern und Schornstein — kurz, ein wirkliches, kleines Haus; da war ein Affe, der einen Leiterkasten drehte, Trommeln, Flinten, Tuschkasten, Dampfschiffe — unmöglich, alles aufzuzählen!“

„Ist auch eine Eisenbahn da?“ entschloß ich mich, eine dicke, graue Dame zu fragen, welche diesen Spielzeugschatz hütete und die andren Damen damit amüsierte, daß sie einzelne Spielsachen aufzog und gehen ließ.

„Auch eine Eisenbahn, mein Herzchen . . . Auch eine Eisenbahn . . . Da!“

Thatsächlich! Direkt vor meiner Nase stand die Eisenbahn! Wie hatte ich sie nicht früher bemerkt?! Eine Lokomotive, deren Schornstein aus Watte gemachte Rauchwolken entstieg, und Waggons: grüne, gelbe, blaue Waggons.

„Geh't sie auch?“

„Möchtest Du gerne die Eisenbahn haben?“ fragte die dicke Dame zurück.

„Ach!“ antwortete ich, die Augen zu Boden schlagend.

„Wissen Sie nicht, wem dieser Knabe gehört!“ wandte sich die dicke Dame an eine andre dünne Dame.

„Dem Steuerbeamten.“ antwortete diese verächtlich.

„Ach, dem Steuerbeamten! Und ich dachte, es sei das Söhnchen von Pawel Gregorowitsch . . .“

„Nein, aber wie können Sie bloß?“ . . .

„Geh't sie auch?“ wiederholte ich meine Frage, als ich sah, daß die dicke Dame unser Gespräch vergessen hatte.

„Ja, ja . . . Geh' nur spielen!“

„Kann man sie aufziehen?“ fragte eine der herumstehenden Damen.

„Ja.“

Die dicke Dame zog die Feder auf und die Waggons begannen zu rollen. Ich war begeistert und hätte beinahe angefangen zu singen:



„Zwei Hühner auf der Straße . . .“  
„Ach, wenn ich das Zettelchen zu dieser Eisenbahn bekommen könnte! Ich drückte im Geist den Zug an meine Brust und dachte mit Schrecken daran, daß meine Gefühle in Bezug auf die Eisenbahn von meinem neuen Bekannten geteilt werden könnten.“

„Möchtest Du gerne die Eisenbahn haben?“ fragte ich ihn.  
„Nein, ich will lieber das Haus.“  
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Mag er das Haus nehmen! Er ist dumm, er versteht nicht.

„Aber wenn Du die Eisenbahn bekommst, und ich das Haus, wirst Du dann mit mir tauschen?“

„Natürlich . . . Ich brauche das Haus: ich habe Soldaten, die wohnen jetzt in einem Störbchen; wenn ich aber das Haus bekomme, setze ich sie da hinein.“

Allmählich wurde ich lebhafter und legte meine anfängliche Befangenheit ab.

„Kinder! Wer will trinken?“  
Man gab uns eine süße, milchweiße Flüssigkeit zu trinken, welche mir sehr gut schmeckte. Als ich bemerkte, daß die Karaffe, aus welcher man uns eingegossen hatte, nebst den Gläsern auf dem Tisch standen, trank ich einige male ohne Erlaubnis von diesem prachtvollen Getränk; dann spielte ich mit meinem neuen Bekannten Stas und Maus und lachte so laut, daß Mama herbeikam und mir ins Ohr flüsterte, daß Schreien nicht hübsch sei. Im Lauf von zwei Stunden hatte ich mich nicht nur heiß getollt, sondern sogar einen heftigen Streit mit einem kleinen Jungen ausgefochten, der mir erlaubt hatte, er werde die Eisenbahn bekommen.

„Das ist gelogen!“ rief ich. „Jeder bekommt, wie das Glück trifft!“

„Mach trifft's! Mama sagt, daß ich . . .“  
„Das werden wir mal sehen!“

„Ach, Du bist ein großer Schalkstopf! Du verstehst nicht . . .“  
„Du bist selbst ein Schalkstopf. Und wenn Du noch viel schimpfst, sage ich's meinem Papa, und man wirft Dich hinaus.“

Um neun Uhr stellte man uns paarweise hintereinander auf, und nach den Klängen des persischen Marsches passierten wir das Zimmer, in dem jeder von uns eine Dose voll Konfekt und Nüsse bekam. Dann versammelten wir uns alle wieder in Saal. Ein Herr rief vom Weihnachtsbaum Sterne, goldene Nüsse, Äpfel und Pfefferkuchen und steckte sie in die ihm entgegen-gestreckten Kinderhändchen. Ich bemühte mich, die Hand so hoch wie möglich zu heben und so weit wie möglich auszustrecken, aber es fiel nichts hinein. Das betrißte mich, doch ich tröstete mich damit, daß wir bald Zettelchen ziehen würden, und daß mir die Eisenbahn zufallen müßte.

In der Eile vor den beiden Tischen mit den Spielsachen drängte sich ein Haufe Kinder und machte einen Heidenlärm.

Wahrscheinlich zieht man dort die Zettelchen; und vielleicht gewinnt einer schon die Eisenbahn; fuhr es mir durch den Kopf.

„Kofka! Komm, Zettelchen ziehen!“  
„Meinetwegen.“

„Aber wenn mir das Haus zufällt, und Dir die Eisenbahn — tauschen wir!“ erinnerte ich den Gefährten, während wir uns zum Tisch mit den Spielsachen durchzudrängen begannen.

Im Saale herrschte eine schreckliche Unordnung. Alle liefen, drängten, schrieten, waren aufgeregter und unruhiger. Jemand erklang die durchdringenden Töne einer Pfeife, das Raseln der Trommeln, das Knallen der Pyrophenstolen. Hochrot, mit freudestrahelndem Gesicht lief ein Knabe durch den Saal, dem der Sprengwagen mit Sautscher und Pferd zugefallen war.

„Mir ein Zettelchen! Mir!“ schrie ich, der dicken Dame zweifelnd die Hand entgegenstreckend.

„Still! Still! Alle bekommen . . . alle . . .“  
„Ich habe noch kein Zettelchen bekommen!“ schrie ich laut, indem ich mich nach Kräften bemühte, die Aufmerksamkeit der geschäftigen Dame auf mich zu lenken.

„Ich auch noch nicht!“ rief mein Freund.  
Wir arbeiteten mit den Ellbogen, bestrebt, uns durch die Reihen der Konkurrenten näher an die beiden Tische heranzudrängen — und schließlich gelang uns das auch.

„Mir ein Zettelchen! Mir! Ich habe noch keins bekommen!“ schrie ich der dicken Dame zu und bewegte aufgeregter die Hände.

„Dal! Nimm! Geh, ungezogener Junge!“  
Mit diesen Worten steckte mir die dicke Dame einen Stoc in die Hand und wandte sich andern Kindern zu. Was konnte das wohl bedeuten? Ich ging nicht.

„Hast bekommen — jetzt geh! Störe nicht die andern!“ sagte die dicke Dame zu mir.

Das machte mich ganz nutzlos. Mit Mühe arbeitete ich mich durch den lümmelnden Haufen der Kinder und begann, meine von der dicken Dame erhaltene Gabe zu betrachten. Es war ein Stoc, an dessen einem Ende sich ein Pferdchen befand, während am andern ein kleines Rad befestigt war.

Mama kam heran und fragte:  
„Ra, zeige mal, was hast Du gezogen?“

„Nicht gezogen! Das hat mir die dicke Dame so gegeben! Ich habe noch kein Zettelchen bekommen. Was soll ich damit? Solche Pferde giebt's ja gar nicht auf der Welt. Hier muß doch ein Schwanz sein, und statt dessen ist da ein Stoc.“

„Das, mein Kind, ist absichtlich so gemacht: auf dem Stoc kannst Du reiten und fahren. Dazu ist das kleine Rad da.“

„Ich mag aber nicht auf dem Stoc reiten,“ sagte ich, die Unterlippe vorstüchelnd.

„Pstui, wie garstig! Man muß zufrieden sein mit dem, was man bekommt!“

„Aber ich habe doch noch kein Zettelchen gezogen! Vielleicht fällt mir die Eisenbahn zu!“ erwiderte ich in flehendem Tone.

In diesem Moment sprang derselbe Knabe auf mich zu, mit welchem ich der Eisenbahn wegen gezankt hatte, und rief, mich am Kinnel zupfend:

„Ra siehst Du? Ich hab' Dir doch gesagt! Was ist das hier? Siehst Du?“

Wie sollte ich es nicht sehen: in seinen Händen hielt er die Eisenbahn!

„Und was hast Du? Ein Pferdchen? Pstui, wie häßlich!“ sagte mein Feind und lief mit der Eisenbahn weiter.

Ich war so erschüttert, daß ich einige Augenblicke wie versteinert stand, dann aber kam mir der Gedanke, mein Konkurrent könnte betrogen haben. Ich lief ihm nach und begann zu schreien:

„Hast Du ein Zettelchen gezogen? Wie? Ich werd's erzählen. Du hast die Eisenbahn gestohlen!“

Mama faßte mich an der Hand, zog mich beiseite und schalt mich leise.

„Aber Mama, er hat wirklich kein Zettelchen gezogen! Er hat die Eisenbahn gestohlen!“ protestierte ich laut, indem ich mich nach meinem Gegner umsah.

„Wie kommst Du darauf? Sei still!“  
„Ich weiß, er hat kein Zettelchen genommen. Das ist doch nicht, wie das Glück trifft!“ sagte ich bereits mit Thränen in den Augen zu Mama, bemüht, ihr die ganze Ungerechtigkeit seiner Handlungsweise klar zu machen.

„Komm, wir fahren nach Hause. Du verstehst Dich nicht zu betragen!“

Mama zog mich an der Hand halb mit Gewalt in die Garderobe. Hier ließ ich meinem Unmut ganz die Zügel schießen: ich schleuderte das Pferdchen auf die Erde und brach in bittere Thränen aus.

„Worüber weint er?“ fragten die Gäste, welche in der Garderobe ihre Pelze und Galoschen suchten.

„So . . . Ist ein bißchen müde, schläfrig . . .“ antwortete Mama.  
„Nein, ich bin nicht müde, bin nicht schläfrig“, protestierte ich unter Thränen. „Aber was ist das für ein Gluck, wenn man kein Zettelchen giebt, sondern die Eisenbahn dem Knaben schenkt. Ich will die Eisenbahn haben! Warum hat man sie ihm ohne Zettelchen gegeben? Ist er besser als die andern?“

Und ich weinte aus Verger über die Ungerechtigkeit, welche die großen Menschen ohne Widerspruch mir kleinem Menschen zufügen ließen.

„Was brüllst Du?! Hör' auf!“ Mama wurde böse.  
„Ja—a—a! . . . Ich würde nicht, wenn er die Eisenbahn durch das Zettelchen bekommen hätte, aber so—o—o . . .“

„Sei still! Ich werde Dich zu Hause durchprügeln, garstiger Junge!“

Man steckte mich in den Schlitten neben Mama. Thränen bitterer Kränkung und breimenden Grimms flossen mir über die Wangen, als das Pferd anzog und mich aus dem Klub führte, wo ich eine so grausame Enttäuschung erfahren hatte.

Ich erinnere mich, daß ich mich zu Hause bei Papa über die „Ungerechtigkeit“ beklagte. Aber Papa verstand mich nicht: er glaubte, ich weinte aus Neid.

„Das ist nicht hübsch, Fremden! Ein zweites Mal lasse ich Dich nicht zum Weihnachtsbaum.“

„Brauchst auch nicht! Ich will gar nicht mehr! Was ist das für ein Gluck? Mir gab man einen Sto—o—od und ihm . . . war er wo—ollte, ga—ab man ihm!“

Papa betrachtete das Pferdchen aus Pappmaché und sagte:  
„Ein sehr hübsches Spielzeug. Man kann darauf fahren, sitzen, reiten . . .“

„Ra, dann fahr' Du! Ich will nicht! Und Mama hat gelogen. Sagte, man bekommt Zettelchen, und . . . wie das Glück trifft . . . aber sie nahmen und gaben mir einen Sto—o—od!“

Lange stand das Pferdchen im Winkel auf seinem Stoc, ohne daß ich es eines Blickes würdigte. Jedesmal, wenn mein Blick in den Winkel fiel, loderte in meinem kleinen Herzen das Gefühl der Beleidigung und Kränkung von neuem auf.

Einmal in solch einer Minute, als niemand im Zimmer war, ergriff ich die Gelegenheit, stürzte mich auf das Spielzeug, packte den Stoc und rief ihn zornig aus dem Pferderumpf heraus. Dann steckte ich ihn wieder in das Pferdchen hinein und begann böse mit dem Stoc auf den Fußboden zu stampfen, bis er quer durch das Innere des schuldlosen Pferdchens hindurchgedrungen war.

Jetzt bin ich erwachsen und weine nicht mehr, wenn mir das Leben „ein Pferdchen aus Pappmaché“ präsentiert. Aber die Erinnerung an dieses Pferdchen ist noch jetzt lebendig in mir, und ich hüte mich, meine Kinder zu einer öffentlichen Weihnachtsbescherung zu führen, wo das kindliche Glück von der allmächtigen Hand irgend einer dicken Dame bestimmt wird. —